Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Für die Montag-Morgen-Ausgabe: Sonnabend Mittag.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 627. **Dienstag** den 24. December 1895. **89. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 24. December.

Das Weihnachtsfest giebt augenblicklich den **Polen** wieder Gelegenheit, ihr wahres Gesicht zu zeigen und den seit langen Jahren gegen die deutschen Gewerbetreibenden in Posen geführten Kampf mit allem Nachdruck fortzusetzen. Sie stützen sich dabei in heuchlerischer Weise auf die angeblich von dem Verein zur Wahrung des Deutschthums unternommene deutsche Propaganda, aber es wird ihnen kaum gelingen, weiteren Kreisen damit Sand in die Augen zu streuen. Seit langen Jahren haben die Polen den Boycott gegen die deutschen Gewerbetreibenden angewandt, und es ist ihnen auf diese Weise ja auch thatsächlich gelungen, zahllose Deutsche ihrer Nationalität abspenstig zu machen und das Deutschthum mehr und mehr zurückzudrängen. In welch unverfrorener Weise der Boycott jetzt ausgeübt wird, ist tagtäglich aus den polnischen Blättern zu ersehen; der „Dziennik Poznanski" veröffentlicht mit Hinblick auf das Weihnachtsfest eine Liste der zu unterstützenden Firmen, die leider auch eine große Menge kerndeutscher Namen enthält, wie Heuer, Heinrich, Bischof, Eckert, Stark, die alle dem Polonisirungsprocesse verfallen sind, und die „Gazeta Grudziadzka" schreibt in vollen Lettern: „Es ist ein Verbrechen gegen die Nation, die polnischen Groschen einem Nichtpolen hinzutragen." Auf diese Weise werden es die Polen ja allerdings mit der Zeit dahin bringen, daß auch die Deutschen ihre Kundschaft keinem Polen mehr zuwenden, und wer in diesem bedauerlichen Kampfe zuletzt der Stärkere ist, wird sich ja zeigen. Da er den Deutschen aufgedrängt wird, so werden sie eben zur Abwehr schreiten müssen. Ein Gutes hat die Ueberhebung der Polen jedenfalls gehabt: sie hat die Deutschen aus ihrer Lässigkeit aufgerüttelt und ihnen die Gefahr erkenntlich gemacht, in der das Deutschthum gegenüber den Anmaßungen und Herausforderungen der Polen sich befindet. Der gewöhnliche Pole ist, wenn er nicht verhetzt wird, ein ruhiger und arbeitsamer Bürger; aber der Einfluß der gewerbsmäßigen Hetzer und der katholischen Geistlichkeit hat diese ruhigen Massen gegen das Deutschthum in Bewegung gebracht, und so, wie die Dinge heute liegen, erfordert es viel Muth bei den in den Ostmarken wohnenden Deutschen, sich dem Terrorismus der Polen entgegenzustellen. Am wenigsten verzeihlich ist der Mangel an Muth bei den Beamten, die nicht einmal die Entschuldigung für sich haben, daß sie durch energisches Handeln die Rache der Polen herausfordern und sich dem wirthschaftlichen Ruin aussetzen würden. So wird der „Köln. Ztg." mitgetheilt, daß in einer Posener Mittelstadt die Polen in einem Saale, der sonst von einem deutschen Verein benutzt wird, eine polnische Veranstaltung vornehmen wollten. Dagegen ist nicht viel einzuwenden, aber die Polen wollten nicht nur den Saal haben, sondern sie stellten auch die Forderung, daß aus ihm die dort befindlichen Büsten des Kaisers und des Fürsten Bismarck entfernt würden, damit sie nicht ihre polnischen Augen beleidigten. Hierüber wurde mit einem Vorstandsmitglied des deutschen Vereins, der ein höherer Regierungsbeamter ist, verhandelt, und dieser soll die Genehmigung zur Entfernung der Büsten gegeben haben. Das rheinische Blatt nennt vorläufig keine Namen, weil es glaubt, daß die Angelegenheit auf anderem Wege zur Kenntniß der Behörden kommen werde. Auch wir erwarten mit Bestimmtheit, daß die zuständigen Behörden gegen diesen eigenartigen königlich preußischen Beamten auf das Allerschärfste disciplinarisch vorgehen werden, wenn es sich bestätigt, daß er dem polnischen Verlangen auf Beseitigung der kaiserlichen Büste entgegengekommen ist.

Das Vorgehen der **Franzosen im Hinterlande unserer Togo-Colonie** sticht nicht wenig ab von dem Verhalten der französischen Presse und der politischen Kreise in Frankreich während der Verhandlungen über die Abmachungen zwischen England und dem Congostaate vom Mai des vorigen Jahres. Damals wurde von Seiten der Franzosen auf die gemeinsame Stellungnahme Deutschlands und Frankreichs der allergrößte Werth gelegt und mit Nachdruck wurde betont, daß die Interessen Frankreichs und Deutschlands in Afrika nirgendwo divergirten. Obwohl das selbstverständlich nur cum grano salis aufzufassen war, leuchtete doch aus dem ganzen Verhalten der Franzosen die Thatsache hervor, daß man jenseits der Vogesen nicht nur den Wunsch hegte, in colonialpolitischen Fragen sich mit Deutschland auf loyalem Wege zu verständigen, sondern auch der Ueberzeugung lebte, daß diese Verständigung kein schweres Stück Arbeit sein werde. Daß die „guten Dienste" Deutschlands für Frankreich in colonialpolitischen Dingen nicht ohne allen Werth sind, hat die Vergangenheit gelehrt, und die lange Liste der allein zwischen Frankreich und England schwebenden Angelegenheiten, welche die „Politique coloniale" vor einiger Zeit aufmachte, sollte den Franzosen die Annahme nahe legen, daß dies auch in Zukunft so sein könnte. Um so mehr darf man sich über das rücksichtslose Verfahren wundern, welches die Franzosen im Togo-Hinterlande zur Geltendmachung augenscheinlich unberechtigter Ansprüche eingeschlagen haben. Ein solches Verfahren konnte unseres Erachtens die deutsche Reichsregierung auf den Gedanken bringen, die im vorigen Jahre von dem damaligen französischen Minister des Aeußern Hanotaux aufgeworfene Idee der Schaffung eines afrikanischen Rechts wieder aufzunehmen. In der That wird kaum etwas Anderes übrig bleiben, wenn auf dem großen Tummelplatze colonialer Betätigung einigermaßen geordnete Zustände geschaffen werden sollen und den unerquicklichen Streitigkeiten vorgebeugt werden soll, welche allen den dunklen Welttheil betreffenden Abmachungen auf dem Fuße zu folgen pflegen. So lange die Verträge einzelner europäischer Staaten durch die Nichtanerkennung der einen oder der anderen Macht in der Luft schweben, wird man nicht darauf rechnen dürfen, daß eine ruhige coloniale Entwickelung in Afrika Platz greift. Mit der bloßen Anwendung der Grundsätze des europäischen Völkerrechts auf afrikanische Fragen reicht man nicht aus, da die Grundlagen des Besitzes jenseits des Mittelmeeres von den diesseits geltenden vielfach verschieden sind. Seit zehn Jahren haben die Besitztitel, auf welche europäische Nationen ihre Ansprüche auf afrikanisches Gebiet stützen, mehrfach gewechselt. Im Jahre 1886 kamen zuerst neben den Protectoraten die Interessensphären zum Vorschein; von 1889 ab wurde das Hinterland ein international gebräuchlicher Begriff, und jetzt flüchtet sich Frankreich auf die occupation effective. Alle diese Besitztitel spielen neben den Verträgen mit den Eingeborenen, Verträgen, die sich zumeist durch eine mehr oder weniger große Zweifelhaftigkeit auszeichnen, eine bedeutende Rolle. Angesichts dieser Verhältnisse erscheint die Codification des „afrikanischen Rechts" als eine je länger desto schärfer sich aufdrängende Nothwendigkeit, und Frankreich würde sich kaum beklagen können, wenn die von ihm jetzt beliebte Casuistik den Anstoß dazu gäbe, die Idee eines seiner erfolgreichsten Staatsmänner zur Durchführung zu bringen.

Die französische Kammer hat letzter Tage eine Commission ernannt, die über das neue Universitätsgesetz berathen soll, das demnächst auf die Tagesordnung der Kammer gesetzt wird. Dadurch werden sich deren Berathungen auch einmal auf etwas Anderes als auf reine Politik erstrecken, indem sie eine Frage berühren, die das geistige Leben Frankreichs in hohem Grade interessirt. Die Mehrzahl der Commissionsmitglieder steht dem Gesetze günstig gegenüber, so daß dessen Durchführung schon jetzt als gesichert erscheint. Sein erster Artikel verfügt, daß die „Körperschaften der Facultäten" in Zukunft den Namen „Universitäten" führen sollen. Man verspricht sich hiervon sehr viel. Das „Journal des Débats" schrieb darüber: „Corps de Facultés" ist kein Name, dagegen ist „Universität" ein ehrenvoller und ruhmreicher Name. Ueberall, nur bei uns nicht, ist er angewendet. Die Universität ist der Ort des hohen, wissenschaftlichen Lehramts. Mit dem Begriff „Universität" ist jener der wissenschaftlichen Freiheit verbunden, und man hat sich an diese Bezeichnung so gewöhnt, daß der Mangel des Wortes allein den Mangel der Sache zu documentiren scheint. Das Ausland weiß kaum, wie viel Geld wir seit 25 Jahren für die Organisation unseres höheren Lehrwesens, sowohl in Paris, wie in der Provinz, ausgegeben haben. So besitzt Lyon beispielsweise prächtige Universitätsgebäude und vorzügliche Lehrkräfte, aber doch kann es weder mit Bonn, noch mit Heidelberg in Wettbewerb treten, denn es ist „Corps de Facultés", während Heidelberg und Bonn „Universitäten" sind. Wir haben ein Buch geschrieben und ihm keinen Titel gegeben. In Europa, wie in Amerika und Asien giebt es eine Jugend, die zur Studienzeit auswandert und ein geistiges Vaterland sucht, von wo sie Gedanken und geistige Gewohnheiten in die Heimath zurückbringt. Bis auf den heutigen Tag kennen diese Auswanderer keinen andern Weg, als den nach Deutschland, und durch sie hat sich der im Uebrigen wohl verdiente Ruf des deutschen Geistes und der deutschen Wissenschaft verbreitet. Seit einigen Jahren macht sich auch eine Strömung nach Frankreich geltend. Unterstützen wir sie, damit auch der eben so verdiente Ruf französischen Geistes und französischer Wissenschaft Verbreitung finde." Mit der bloßen Umwandlung der Bezeichnung „Körperschaften der Facultäten" in „Universitäten" ist es freilich nicht gethan, so lange jenen der Geist fehlt, der diese, und zwar speciell in Deutschland, befreit, und sie zu Pflegstätten wissenschaftlicher Vertiefung und zu Hochburgen besonnenen Fortschrittes macht.

In Norwegen war bisher der Branntweinhandel derart eingerichtet, daß die Communalverwaltung den Detailverkauf sammt dem Recht zum Ausschank an die sogenannten „Samlag" (Actiengesellschaften) nach näher vorgeschriebenen Regeln vergeben konnte. Es darf in einer Gemeinde nur ein „Samlag" sein, das dann das Recht hat, eine näher bestimmte Anzahl von Verkaufs- und Ausschankstellen einzurichten. Das Recht zum Verkauf von Branntwein in größeren Quanten konnte privaten Kaufleuten überlassen werden, die dann nur in Quanten von mindestens 40 l verkaufen durften. Die „Samlag" geben einen Theil ihrer Ueberschüsse für gemeinnützige Ziele ab. Auch dürfen sie ihren Verkauf und Ausschank nicht so betreiben, daß sie zu erhöhtem Consum verlocken. Endlich ist die „Samlags"-Bewilligung nur auf gewisse Jahre ertheilt und muß erneuert werden, wenn der Termin abgelaufen ist. Voriges Jahr hat nun der Storthing ein neues Gesetz angenommen, das die Stellung der „Samlag", sowie überhaupt die Bedingungen für den Branntweinhandel völlig verändert, indem das Gesetz bestimmt, daß vor Ertheilung der Bewilligung an das „Samlag" eine Abstimmung aller Männer und Frauen des Districts über 25 Jahre stattfinden soll, ob an dem Platze überhaupt ein „Samlag" errichtet werden soll oder nicht. Wenn die Mehrzahl der sämmtlichen Stimmberechtigten, also nicht nur die Majorität der abgegebenen Stimmen, gegen das „Samlag" sind, wird dasselbe nicht errichtet. Eine solche Abstimmung ist für 5 Jahre giltig, und wenn hiernach nicht mindestens ⅓ der bei der ersten Entscheidung Stimmberechtigten neue Abstimmung verlangt, weitere 5 Jahre. In einer Commune, in der gegen das „Samlag" entschieden ist, ist aller Detailhandel und der Ausschank von Branntwein verboten. Ferner dürfen die privaten Kaufleute statt wie bisher in Quanten von 40 l nur in solchen von 250 l verkaufen. Nun laufen in diesem Jahre von den bestehenden „Samlag" von 13 die Bewilligung ab, meist kleinere Gemeinden, und es hat nun in 7 derselben die neue gesetzmäßige Abstimmung stattgefunden, nämlich in Gjörik, Arendal, Risör, Grimstad, Aaksaardstrand, Dröbö und Bodö; 5 von diesen haben den Weiterbestand der „Samlag" abgelehnt. Interessant sind die Stimmenverhältnisse bei diesen Abstimmungen. In Gjörik gab es 810 Stimmberechtigte. Hiervon erschienen 507 bei der Abstimmung. 472 stimmten gegen das „Samlag", 21 dafür, vierzehn Stimmen waren ungiltig. Von den abgegebenen Stimmen kamen 196 auf Männer und 297 auf Frauen. In Arendal war das Verhältniß ähnlich: 2073 Stimmberechtigte, abgegebene Stimmen 1379. Hiervon 1286 gegen das „Samlag", 93 dafür. In Grimstad: Stimmberechtigte 1474. Abgegebene Stimmen 874 gegen und 14 für das „Samlag". In der nächsten Zeit finden weitere Abstimmungen in zwei großen Gemeinden statt, nämlich in Tönsberg und in Stien, Ibsen's bekannter Geburtsstadt. Hiernach gewinnt die Anschauung, daß im Branntwein der gefährlichste Feind für die Volkswohlfahrt zu erblicken ist, in Norwegen immer weitere Verbreitung.

In den **Vereinigten Staaten** hat auch diesmal der almighty dollar über den „Nationalstolz" triumphirt: Niemand redet mehr einem Krieg mit England das Wort. Großfinanz, Großhandel und Großindustrie haben gesprochen, sie haben sich gegen den Krieg und alle weiteren Kriegstreibereien erklärt, folglich wird kein Krieg geführt und die politischen Bravaden des Congresses müssen wohl oder übel mildere Saiten aufziehen. Als classisches Beispiel für den plötzlichen Wandel der Gesinnung mag hier Chauncey Depew, ein hervorragender populärer Eisenbahn-Präsident genannt werden. Noch am Donnerstag hatte er Cleveland das wärmste Lob gezollt und als erste sofortige Folge des erwarteten Kriegs die Eroberung Canadas vorhergesagt, jetzt schreibt er in der „World", die ganze Streitfrage solle dem obersten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten zugewiesen werden; Cleveland's Botschaft habe Amerika schon 800 Millionen gekostet und dabei sei das officielle Votum der commerziellen Körperschaften noch gar nicht abgegeben. Noch ein in den Vereinigten Staaten sehr gewichtiges Moment fällt aber außerdem gegen den Krieg in die Waagschale: das kirchlich-religiöse. Wie schon gemeldet wurde, ist am Sonntag von fast allen Kanzeln der Union gegen eine kriegerische und für eine friedliche Austragung des Conflictes gepredigt worden, und bereits am Freitag wies bei Eröffnung der Senatssitzung in Washington der blinde Caplan des Senats, Mielburn, der die Sitzungen mit einem Gebete einzuleiten pflegt, auf die Schrecken eines Krieges hin und fuhr dann wörtlich fort: „Wir bitten Dich, rette uns davor, daß wir unsere Hände gegenseitig in des Anderen Blut tauchen. Laß den Geist der Gerechtigkeit und Großmuth vorherrschen unter den Herrschern beider Nationen und unter den verwandten Völkern beider Länder." Diese Ansprache wurde auf Antrag Mitchell's vollständig ins Protokoll aufgenommen, und viele Senatoren dankten dem Caplan. So drängt Alles zu einer friedlichen Lösung hin — auch der angesehenste amerikanische Völkerrechtslehrer Prof. Woolsey in Newhaven und Rechtslehrer Prof. Thaya lesen, für ein Schiedsgericht plaidirend, Cleveland gehörig den Text — und daß die Sache für ein solches reif ist, wird auch die zur Untersuchung des Grenzstreits mit Venezuela er-

---

Feuilleton.

Der Geiger.

12) Original-Roman von Emmy Rossi.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Er hätte sie selbst wie ein Bonbon aufknabbern mögen — noch nie in seinem Leben hatte er solch' entzückendes Glücksgefühl gehabt. „Wenn Sie mir gestatten, Miß Conway, so werde ich an der Theaterbar Ihre Bonbonnière füllen lassen."

„Wollen Sie das — bitte ja — hier sind fünfzig Pfennige — etwas Pfefferminze, etwas Chocolade, und von den Atlas-Bonbons, aber bitte lila und rosa — die anderen Farben sind nicht so modern."

Herbert nahm mit feierlichem Ernst die Bonbonnière und die fünfzig Pfennige, dann lüftete er, als sie angekommen — da die Damen noch keine Billets hatten — vier Parquetplätze, besorgte die Garderobe, führte die Mädchen zu ihren Plätzen und ging, „um Bonbons" zu kaufen.

Das Stück hatte schon angefangen, als er zurückkehrte; er überreichte Baby, deren Platz neben dem seinigen war, eine Düte von einem viertel Quadrat-Meter.

„Treffi, Treffi — stek' doch nur — diese Menge Sweets für fünfzig Pfennige — Treffi, hier mußt Du immer für uns einkaufen."

„St, st", scholl es rings umher. Erschrocken sah sie Herbert an — was in seinen tiefen Augen funkelte, verstand sie gar nicht.

Dann hörte sie aufmerksam der alten Bauerntragödie vom Meineidbauer zu, aber es gefiel ihr nicht — Herbert, der keinen Blick von ihrem zuckersüßen Gesichtchen ließ, begegnete oft ihrem ärgerlichen Kopfschütteln, zuweilen trampelte sie zornig mit beiden Füßchen auf, endlich platzte sie heraus: „Das ist aber ein gräßliches Stück!" Sie verstand kein Wort von dem Dialekt-Text.

„Ich langweile mich auch!" gestand Treffi — Margarethe dachte es wohl, aber sie sagte nichts, aus Localpatriotismus vielleicht.

„Wissen Sie etwas, meine Damen?" frug Herbert rasch gefaßt, „wir schenken dem Director den Rest! Zehn Schritt von hier ist der Circus Renz. Wir kommen noch zur rechten Zeit, um die Wasser-Pantomime zu sehen — darf ich um die Ehre bitten, Sie als meine Gäste einzuladen?"

Treffi und Margarethe hielten eine kurze Berathung, aber das Baby war schon an der Garderobe und verlangte ihre Kleider. „Da das große Bündel", sagte sie ungeduldig. Herbert half ihr in den Mantel und band ihr mit feierlichem Ernst die Boa um — auch die Schleife des kleinen Käppchens wollte er binden, aber sie sagte: „Sie machen zu lange Oesen, pfui! Komm her, Treffi — das ist Frauenarbeit!"

In zwei Minuten hielt die Droschke am Circus Renz. Jetzt erst, in der rothen Sammetloge, kam die schneeweiße Marzipan-Puppe zur Geltung. Alle Operngläser flogen nach dem blonden Engelsgesichtchen herum — wohl war Treffi ebenso schön, aber ihre Farben waren nicht so glänzend, das Haar braun, die Augen braun, der Teint etwas mehr brünett, sonst wie ein Ei dem andern gleichend. Aber Myra war das Ziel aller Blicke. — Herbert merkte, daß man ihn erkannte, sich über die Damen unterhielt, die mit dem bekannten Lebemann so öffentlich erschienen. Da packte ihn plötzlich eine wilde Wuth gegen sich selbst — ahnungslos, vertrauensvoll war dies Kind mit ihm gegangen, weil sie ihn für einen Gentleman hielt, und er setzte sie Verächtigungen aus. Wie eine Erlösung überkam es ihn, als in die Loge gegenüber sein Vetter Jacques mit seiner Gemahlin und ihrem kleinen Knaben traten.

„Entschuldigen Sie mich einen Moment, meine Dame", bat er, mit innigem Blick Myra ansehend; dann eilte er zu seinen Verwandten, ehe sie sich noch niedergelassen.

„Jacques, liebe Cousine — eine Bitte — ja? Ich bin mit Fräulein von Schlieffen und ihren Zöglingen, zwei jungen Damen aus Südamerika — hier, wie und weshalb nachher, bitte, nehmt in unserer Loge Platz. Ihr würdet mir einen unendlichen Gefallen erweisen."

Clelia lächelte. „Bitte, sehr gern!"

Jacques zögerte, aber seine Frau sagte, ihr Lächeln überwindend, sehr ernst:

„Herbert wird nichts von mir erbitten, was nicht mit seiner Ehre als Cavalier in Einklang steht!"

Und sie ging voran, ihr Kind an der Hand.

„Ah — Familie", flüsterte ringsum die gezähmte Mediance — „Jacques Hermes und Frau, eine Gräfin Portalez — also die Damen sind auch von Familie — aber wie konnte solche Schönheit bis jetzt unentdeckt bleiben?"

Aber welche Belohnung, Myra bei der Wasserpantomime zu sehen — sie klatschte in die Hände, sie lachte, sie war so entfesselt vor Entzücken, daß sie immerzu den kleinen Buben packte und küßte und alle fünf Minuten der „Gräfin Hermes" (wie man sie in Berlin gern nannte) ihre Düte hinhielt: „Denken Sie nur, gnädige Frau — das kostet Alles zusammen, Peppermint, Chocolade, Atlasbonbons, rosa und lila — fünfzig Pfennige — o, ist es billig im Lessing-Theater!" — —

„Weißt Du, Jacques", sagte am Abend dessen Frau nach Rückkehr zu ihm, immer noch von der Fünfzigpfennig-Düte kostbar amüsirt, „entweder ist die Kleine das dümmste Gänschen, das ich je gesehen, oder das reinste, naivste Kind der ganzen Welt!"

„Hoffen wir Ersteres", erwiderte Jacques etwas bedenklich, „denn sonst wäre er im Stande, sich ernsthaft in sie zu verlieben, und wohin soll das bei Onkels Starrkopf führen? Du weißt, er hat es sich in den Kopf gesetzt, eine ebenso vollendete Lady wie meine Clelia zur Schwiegertochter zu verlangen."

Clelia lachte wieder ihr stilles, lautloses Lachen: „Aber gewöhnlich heirathen doch die Männer nicht, damit ihr Vater eine Schwiegertochter erhält, sondern daß sie selbst ein liebes Weib besitzen wollen."

„Normale Menschen, ja", seufzte Jacques, „doch Du wirst mir zugeben, daß weder Herbert noch sein alter Papa eigentlich zu den ganz normalen Menschen gehören!"

„Aber wie so denn?"

„Sie haben nur ein halbes Herz! — Arme Lila."

Vierzehntes Capitel.

Am anderen Morgen, als Herbert sein Billet zum Deutschen Theater zerriß, welches er bereits in der Tasche hatte, als er so seltsam mit zum Lessing-Theater genommen wurde, sagte er sich, es sei das Klügste, auch so die Bekanntschaft zu zerreißen. Denn das stand fest, compromittiren durfte er diese herzigen Kinder nicht, indem er sich mit ihnen öffentlich zeigte — andererseits wußte er von ihnen zu wenig, um einer Frau wie Clelia zuzumuthen, mehr als einmal dem Zufall zur Hilfe zu kommen. Clelia hatte ihnen zwar sehr freundlich Adieu gesagt, aber da sie kein Wort von Wiedersehen hinzugefügt, durfte Herbert auch auf keine Einladung hoffen.

Am Nachmittag traf er einen Geschäftsfreund, der viele Jahre in Süd-Amerika gelebt hatte. Herbert frug ihn, ob er zufällig einen Herrn Conway kenne, ein Deutscher trotz des englischen Namens — seine Töchter seien hier in Berlin, um Musik zu studiren.

„Conway? — O, Conway — ja, den kenne er sehr genau — habe eine bildschöne Frau, ein passirliches Ehepaar — sie war von Haus aus eine Lady, verliebte sich in den Mann, ihren Musiklehrer in London, und als die Gesellschaft sie nach ihrer Verheirathung nicht anerkennen wollte, gingen sie nach Argentinien. Dort haben sie zehn Jahre ein Schafzüchter gehabt, die vornehme Frau hat die Schafe mit gemolken, mit den Negern Käse gemacht, auf ungesatteltem Pferde die Heerde wieder mit zusammen getrieben, wenn die Panik sie auseinander gebracht. Dort in der Wildniß, tageweit von menschlichen Wohnungen, habe sie ihm zwei Mädchen geboren — um derentwillen verkauften sie ihre Heerden und übersiedelten nach Buenos-Ayres. Dort gehörten sie zu der guten Gesellschaft, sie wären nicht reich, aber gut gestellt, Conway habe schon immer die Absicht geäußert, seine Töchter in Deutschland ausbilden zu lassen. — Er bat Herbert um die Adresse der jungen Damen, seine Frau müsse sie besuchen und zu seinen Töchtern einladen.

Auf diese gute Auskunft hin beschloß Herr Herbert Hermes dann, die Bekanntschaft nicht so schroff zu beenden. Ein paar Tage ließ er vergehen, dann machte er Visite, ganz seriöse Visite, und dort traf er „Herrn Relau", der soeben aufbrechen wollte, — Treffi stand in Andacht versunken, noch immer tönte sein geniales Spiel in ihr nach, Myra stand auch vor ihm, aber auf einem Bauerntischchen, die Arme um seinen Hals.

„So", sagte sie und küßte ihn noch einmal, obgleich er sich lachend wehrte und behauptete, ihre Küsse seien so klebrig — Herbert wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte — wie, sollte dieser Mann denn sein Verhängniß werden, erst die Mutter und nun dies einzige Wesen, zu dem es ihn hinzog? Aurel hob das Baby vom Tischchen und setzte sie auf den Fußboden, sie hing sich aber an ihn und begleitete ihn bis auf die Straße hinaus. Von Treffi hatte er sich verabschiedet, ohne sie anzusehen — als Myra mit ihm fortlief, schloß diese seine Geige fort, ordnete die Noten und setzte sich dann, etwas zerstreut, zu Fräulein von Schlieffen, die sich mit Herbert unterhielt.

Es gelang Herbert nicht, seiner Verstimmung Herr zu werden. Baby setzte sich zwar ihm gerade gegenüber, so daß er direct in ihre Blauaugen sehen konnte, aber sie sprach fast gar nicht, trotzdem sie heute keine Bonbons im Munde hatte. Endlich fragte er, wie es komme, daß Herr Relau noch immer Fräulein von Schlieffen beansprache.

„O", meinte Margarethe, ihre Verlegenheit geschickt verbergend, „in den Stunden, wo Treffi Violine übt und Myra